

Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 2 (1907-1908)

Heft: 1

Artikel: Beiträge zur neueren schweizerischen Literaturgeschichte

Autor: Schmid, F.O.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-747812>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Ich fliege auch; aber nebenbei sammle ich Honig“, sagte selbstbewußt die Biene.

„Freilich, freilich, und das ist ja auch das Beste und Praktischste! Aber ich! Ich muß immer nur so dahinkriechen, immer und immer! Das verleidet einem manchmal wirklich.“

„Das glaube ich dir“, rief die Biene im Wegfliegen. Bei sich aber dachte sie, daß eine Schnecke zum Kriechen da sei.

„Das fehlte noch, daß alle fliegen wollten!“

„Mir ist es gerade recht, daß du fliegen kannst!“ lachte ein Spatz und verschluckte die Fleißige. Die Schnecke aber hatte zugehört.

„Ich hätte es nicht geglaubt, daß das Kriechenmüssen auch zu etwas gut ist“, sagte sie und verschwand zufrieden und eilig unter ihrem Laub, um bis zum Frühjahr nicht wieder hervorzukommen.



Beiträge zur neueren Schweizerischen Literaturgeschichte.



III. Fritz Marti.

Es gibt Stunden im Leben, langsam in verdämmerndem Schweigen dahinschleichende Stunden, wo der menschliche Geist wie in dumpfen Banden daliegt, wo er schwere Ketten an den Füßen den Flug nach fernen Sonnenhöhen vergessen zu haben scheint, vergessen ein Sieger und Herrscher zu sein im Königreich seiner Seele und jubelnden Mutes hinwegzublicken über die Größe der Welt und alle Weiten des Himmels. Wie in halbem Schlafe sitzt er da und starrt verstonnen auf die Gedanken, die sich mit abgebrochenen Spitzen und müden, schläfrigen Bewegungen in langer Reihe heranschleppen und in verblaßten Farben und verschwommenen Linien Bild um Bild und Traum um Traum vor ihn hinmalen, denen er dann nachsinnt wie der Königssohn der Sage dem Wort der toten Helge, ohne dunklem Sinn Deutung geben zu können. Alles ist nur halb, wie von einem feinen Nebel umhüllt; in halben

Lauten nur und verlorenen Tönen schlägt die Stimme der Außenwelt an dein Ohr, mit schweren Augenlidern und feuchtem Haar tastet sich das Gefühl an den dunklen Wänden deiner Seele empor, um sofort wieder zurückzusinken und im Traume irre Worte zu lassen, die wie aus einer fremden Welt zu kommen scheinen. Alles ist so müde, so verloren, so betäubend schwer und einlullend, dir kaum selbst bewußt treibst du dahin, wohin ist gleichgültig, ins Wunderland Kalidasas vielleicht, vielleicht in Buddhas seliges Reich Nirwana oder gar ins ewige Nichts . . . Plötzlich aber ist es als ob eine unsichtbare Hand die haltlos schwankenden Nebelgebilde vor deinen Augen zerrisse. Wie von einer klaren scharfen Stimme angerufen, erheben sich die Gedanken und stehen mit gespannter Aufmerksamkeit da, das Gefühl erwacht und streicht sich leise das wirre Haar aus der Stirne und schaut mit hellen Augen in die Welt. Es sind keine verschwimmenden Linien mehr, die du siehst. In klaren Farben und bestimmten Umrissen steht plötzlich vor deiner Seele ein Bild oder eine Szene aus deinem Leben, eine scheinbar längst gestorbene Erinnerung aus deiner Kindheit vielleicht, oder eine Stunde, wo dir am Waldesrande oder am Wege irgendwo das Glück zugelächelt hat während du achtlos an ihm vorbeigegangen bist und den Verlust nun doppelt schmerzlich empfindest. Du weißt nicht, woher es kommt, aber es ist da, klar und deutlich und schaut durch alle Schlingen und Ranken leise dahindämmernder Stimmungen und müder Träume bis auf den tiefsten Grund deines Bewußtseins.

Warum ich wohl diese Einleitung hier hinsetze?

Weil es eine Literatur gibt, die dem Gesagten adäquat ist. Man sieht manchmal ein Drama oder liest eine Erzählung oder ein Gedicht ohne daß es einem im ersten Augenblick viel sagt. Ja man ist wohl sogar enttäuscht davon, weil hochgespannte Erwartungen nicht erfüllt wurden. Aber früher oder später einmal im Leben, in einer stillen Stunde vielleicht, oder mitten im Kampf und Gewühl des Tages, oder in schlafloser Nacht, wenn die müden Sinne keine Ruhe finden können, weil die Stimmen des Tages noch lebendig sind und sie aus dem Dunkel heraus immer wieder anrufen, da stehen plötzlich Gestalten und Vorgänge jenes Dramas oder jener Erzählung im hellsten Licht vor dir, als etwas deinem eigenen Sein Verwandtes; oder du fühlst mit intensiver Deutlichkeit die Empfindung, die in jenem Gedicht künstlerische Form gefunden, als etwas in deinem eigenen Wesen Vorhandenes. Du siehst und fühlst dies so, weil es wahr ist, denn sonst könntest du es nicht fühlen. Und wenn du darüber nachdenkst, so kommt dir wohl zum Bewußtsein, daß du durch jene Kunstwerke innerlich bereichert worden bist, daß dein geistiger Besitz eine Vermehrung erfahren hat. Es ist da, auf dem Grunde deiner Seele ruht es, wie ein Schatz in einem tiefen

Wasser. Und ob auch die sprudelnde und schäumende Flut des Lebens darüber hinströmt und ihn in tausendfach wechselnder Form umspült, so vermag sie doch nichts daran zu ändern. Durch die schillernden, an der Oberfläche forttreibenden Wellen blinkt es von Zeit zu Zeit hinauf und verleiht dann allem etwas von seinem Schein, etwas von seiner Fülle, etwas von seinem Wert. Im Rhythmus deines innersten Wesens hörst du seinen mitschwingenden Ton, bald stärker wie das feste dunkle Singen einer vollgestrichenen Cellosaite, bald wieder nur wie das kaum hörbare Summen einer Glocke, an die man leise mit dem Finger stößt.

Solche bleibender Bereicherung entspringende Wirkungen vermag nur eine wahrhaft große, eine durch und durch innerliche Kunst im menschlichen Intellekt auszulösen, es ist die Kunst der Shakespeare und Goethe, der Schiller, Kleist, Hebbel und Ludwig, der Keller und Meyer, der Ibsen, Raabe und Spitteler, eine Kunst, die nicht Fläche, sondern Körper, die nicht zwei-, sondern dreidimensional ist.

Zu den Schriftstellern dieser Gruppe gehört auch Fritz Marti (geb. 1866). Nicht als ob ich ihn damit den genannten Großen gleichstellen wollte. Das wäre wohl in der Beurteilung zu hoch gegriffen, um so mehr als er ja noch in verhältnismäßig jungen Jahren steht und uns sein Bestes noch nicht geschenkt hat. Deshalb müßte ein Vergleich mit jenen ausgereiften und abgeklärten Geistern ja schon von vorneherein schief ausfallen. Aber wenn er seinen Flug auch nicht zu den Höhen jener ändern zu nehmen vermag, wenn sein Schritt auch nicht so leicht und sicher, sein Blick nicht so weit und hell ist, wenn ihm auch jene Universalität des Geistes abgeht, die Nähe und Ferne mit gleicher Intensität in sich aufnimmt, um sie dann in abgeklärter und mit allen Werten des Lebens durchsättigter Form als reinen künstlerischen Kristall wiederzugeben, den gleichen Weg wie sie geht er doch, er ist doch in dem Ernst und der Tiefe seines Schaffens und seiner Werke ihr Wesensverwandter. Vielleicht gelingt es mir, dies im folgenden etwas näher zu belegen.

Des Dichters Erstlingswerk ist das Sammelbändchen „Schmerzfinder“* (1889). Längere und kürzere Erzählungen, Skizzen, Märchen und auch zwei Gedichte sind hier unter diesem Titel vereinigt. Diese „Versuche“, wie Marti sie selbst nennt, wollen noch nicht viel besagen, sie zeigen noch keine bestimmte Physiognomie, wohl aber das noch Suchende und unsicher Tastende des jungen Poeten. Auch haben sie meist etwas Lehrhaftes und Philistrisches, allerlei Angelerntes und noch nicht individuell Verarbeitetes kommt darin zur Verwendung, wiewohl Gedanken, die aus eigener Reflexion über die Dinge geboren sind, auch

* Verlag von J. Bogel, Glarus.

nicht fehlen. Die Handlung ist meistens zu weit ausgesponnen, die Charaktere im allgemeinen richtig geschildert, aber in ihrer Ausdrucksweise zu umständlich und geschwätzig, dem Leser alles auf dem Präsentierteller dargebracht, damit ja verstanden werde, was gemeint sei. Aber ein starkes Talent ist doch schon aus diesen Erstlingsarbeiten erkennbar, namentlich auch aus der Art, wie Marti das Wort handhabt. Er hat bereits jenen eigentümlich schwellenden Stil, der in ruhigem Vorwärtsschreiten alles sagt, was zu sagen ist und ohne die Härten und Unbeholfenheiten des Dilettantismus aus natürlichem Empfinden frei und sicher herausströmt. Es ist der Stil derer, die zum Schreiben berufen sind.

Sieben Jahre nach den „Schmerzskindern“ erschien ein zweiter Novellenband „Sonnenglauben“*. Der Titel ist bezeichnend für die Wandlung, die in diesem Zeitraum sich im Dichter vollzogen hat. Von dem in Schmerzen mit seinen innern und äußern Verhältnissen ringenden jungen Talent, dem die mephistophelische Verneinung des Lebens wohl näher lag, als die höhern Regionen entstammende und jenseits von Gut und Böse geborene Weisheit des Pater Seraphicus und des Chorus mysticus aus dem „Faust“, ist er zu dem wieder an das Licht der Sonne und der Sterne glaubenden, über den Dingen und Verhältnissen stehenden gereiften Manne geworden. Auch künstlerisch bedeutet der Band einen starken Fortschritt gegen früher. Zwar ist auch hier die Darstellung manchmal noch zu umständlich und breit, meistens aber doch von stark vorwärtstreibender Kraft. Gefühle, Situationen und Gestalten stehen weit klarer und bestimmter vor uns, man merkt an der ruhigen Sicherheit, mit der geschildert wird, die erstarrten dichterischen Fähigkeiten. Auch macht dieser Band einen weit einheitlichen Eindruck und spiegelt bereits eine geschlossene Persönlichkeit wieder. Das bedeutendste Stück der Sammlung ist unbestreitbar die Erzählung „Die Perle“. Das kindlich Naive der ersten Jugendzeit, ihr unberührt zweifelloser Glaube und die darauffolgende Enttäuschung durch die Erfahrung des Lebens, ist hier in so meisterhafter Weise zur Darstellung gebracht, daß man versucht ist, diese Erzählung als ebenbürtig neben Kellers Schilderungen aus seiner Knabenzeit zu setzen.

Eine Erzählung in Kindergeschichten nennt Marti sein folgendes Buch „Das Vorspiel des Lebens“ (1897)**. Es ist die Geschichte eines fein veranlagten träumerischen Menschen vom Knabenalter bis zur beginnenden Mannesreise. Eine geschlossene Entwicklung, wie wir sie in Kellers „Grünem Heinrich“ haben, gibt uns der Autor nicht. Es sind lediglich ein Duzend, aus einzelnen Erinnerungen entstandene aneinandergereihte Bilder aus der Jugendzeit. Schon bei andern Gestalten

* Verlag von Otto Janke, Berlin.

** Verlag von Otto Janke, Berlin.

Martis, aber bei dem Helden dieser Erzählung am meisten, hatte ich das Gefühl, der Dichter gehe in der Schilderung der psychologischen Vorgänge zu stark in die Extreme, als seien diese Menschen auch gar zu empfindsam veranlagt. Wegen jeder Kleinigkeit fallen sie in wahnsinnigen Schmerz, in tiefste Traurigkeit, in höchste Freude, fühlen jede Unbedeutendheit als einen furchtbaren Schlag. Es ist aber wohl möglich, daß diese Aussetzungen nicht gerechtfertigt sind, weil ja die Gefühlswelt mehr lebensstarker Naturen die solcher überempfindsamer Charaktere meistens nur tangiert, aber keineswegs deckt und man deshalb durch das Anlegen des eigenen Maßstabes zu einem unrichtigen Urteil kommt. Wo es sich um Gefühlsdinge handelt, kommt man ja bekanntlich mit wissenschaftlichen Abstraktionen und rein verstandesmäßigen Wertmessungen nicht aus. Jedenfalls wird man Marti zugestehen müssen, daß er uns eine Jugendgeschichte von äußerst farbigem und lebensvollem Gang und großem poetischen Wert geschenkt hat. Es liegt wie der sonnige Duft einer für uns schon lange verschollenen Zeit über dem Buche, Erinnerungen blicken uns daraus bald mit lächelndem, bald mit traurigem Gesichte an und wecken eine Fülle von längst vergessenen Beziehungen zu unserer eigenen Jugendzeit wieder.

Fast ein Dezennium verstrich bis der Dichter mit einem neuen literarischen Werk vor die Öffentlichkeit trat, mit dem erst letztes Jahr erschienenen, groß angelegten Roman „Die Schule der Leidenschaft“*, den man gewissermaßen als eine Fortsetzung des „Vorspiel des Lebens“ betrachten kann. Der Held des Romans ist der junge Theologiestudent Ernst Hartmann, den eine kalt berechnende Kokette in ihre Netze zieht. Dadurch wird der junge Mann durch alle Phasen der sinnlichen Leidenschaft geführt, gerät bis an den Rand der Verzweiflung und des Selbstmordes, bis dem in Schmerz und Leidenschaft Geläuterten zuletzt doch noch eine neue Lebenssonne aufgeht.

Der Roman wurde von allen denen, die Martis künstlerische Entwicklung verfolgen, mit Spannung erwartet, hat aber eine verschiedene Beurteilung gefunden und nicht alle befriedigt. Ich gestehe offen, daß auch ich mich bei der erstmaligen Lektüre redlich geärgert habe über die langen philosophischen Gespräche Hartmanns mit seiner Hauswirtin, über die stets sich wiederholenden Zusammentünfte mit seiner Geliebten und noch verschiedenes andere. Mit einem bedenklichen Kopfschütteln legte ich das Buch aus der Hand. Aber es ließ mich doch nicht los und beschäftigte mich so intensiv, daß ich es nochmals vornahm und nun mit steigendem Interesse fast in einem Zuge zu Ende las. Und nun sah ich, daß hinter der scheinbar verfehlten Technik, hinter der Breitspurigkeit und Weiterschweifigkeit Ziel und Plan lag, daß der Verfasser die Leiden-

* Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin.

schaft von ihrem ersten Leiden, vor sich selbst erschrockenen Aufschrei bis dahin, wo sie mit blutunterlaufenen Augen und gierverzerrtem Antlitz ihr Opfer zur Katastrophe schleift, in jeder einzelnen Regung darstellen, daß er als wirklich ernster und tiefgrabender Künstler nicht nur das die Oberfläche des Problems Berührende und auch dem gewöhnlichsten Fünffingerverstand Sichtbare dichterisch gestalten wollte, sondern, daß es ihm darum zu tun war, auch die feinen seelischen Unterströmungen, die verbindenden und ergänzenden Fäden aufzuzeigen, um dann das alles in seiner Totalität wie die Strahlen in einem Brennspiegel zusammenlaufen zu lassen zu einem großen eindrucksmächtigen Bild. Dieses Ziel war nun freilich nicht mit einigen glatt und elegant hingeschmissenen Sätzen zu erreichen, es brauchte schon die scheinbar so lang ausgesponnenen Reden, die vielen einander fast kongruenten Zusammenkünfte Hartmanns mit seiner Geliebten, um die gestellte Aufgabe zu lösen, der Idee völlig auf den Grund zu dringen und das Krankheitsbild der sinnlichen Leidenschaft in so vielseitiger und erschöpfender Weise vor die Augen zu führen, wie es Marti hier getan hat. Schon Shakespeare hat ja diese Technik angewendet. Im Lear z. B. hat er dem König und Gloster gleiche Charakterveranlagung gegeben, wodurch parallel nebeneinander herlaufende Situationen und Konflikte entstehen, die in dieser doppelten Form scheinbar völlig unnötig sind. Wenn man aber näher zusieht, so wird offensichtlich, daß dadurch eine Vertiefung der Idee erreicht wurde, die unter andern Umständen gar nicht möglich wäre.

Natürlich ist der vorliegende Roman nicht fehlerlos. Es soll hier unumwunden gesagt sein, daß dem Autor bei dem Bestreben möglichst vielseitiger Beleuchtung und restloser Ausschöpfung des Grundgedankens der Stoff hin und wieder aus der Hand geglitten ist und in seiner oft zu großen epischen Breite die durch die Gesetze des Romans festgelegten Grenzen überschreitet. Auch erscheinen die Hauptpersonen in ihren Lebensäußerungen manchmal auch gar zu naiv, reden oft zu gesucht und lehrhaft, als daß wir immer ganz an ihre Wahrhaftigkeit zu glauben vermöchten. Dann bilden rein didaktische Abhandlungen ein stark retardierendes Element und beeinflussen nicht gerade günstig den Gang der Handlung. Aber man mag sagen, was man will, als Ganzes genommen ist dieser Roman, abgesehen von vielen poetischen Einzelschönheiten, doch ein ernstes und bedeutendes Werk, das einen starken Eindruck auszulösen vermag, einen Eindruck, der sich immer noch verstärkt, je mehr man sich hineinliest und mit dem nötigen Verständnis den Intentionen des Dichters nachgeht. Einfach a priori zu behaupten, das Buch sei langweilig und unkünstlerisch, ist ebenso billig wie der gleiche Vorwurf, den man s. Z. Kellers „Grünem Heinrich“ und Spittellers „Prometheus und Epimetheus“ gemacht hat und teilweise heute noch macht.

Betrachtet man das Bild Martis, wie es seine dichterischen Werke in ihrer Gesamtheit spiegeln, so sieht man sofort, daß er fast ausschließlich im Boden unseres Heimatlandes wurzelt, daß seine künstlerische Produktion völlig daraus emporwächst. Gewiß hat er auch fremde Stoffe und Ideen in sich aufgenommen, diese aber seinem Wesen so assimiliert und in seinem Intellekt so völlig verarbeitet, daß sie nun nicht mehr als etwas Fremdes, sondern spezifisch Schweizerisches erscheinen, soweit man eben in der Kunst von spezifischem Schweizertum reden darf ohne unsere germanische Abstammung zu negieren. Dabei geht Martis Begabung in erster Linie nach der Darstellung des Kleinen, Idyllischen, des im Engern Lebendigen. Für die großen ungebrochenen Linien, die mächtigen Leidenschaften und Schicksale ganzer Zeiten und Völker, den ehernen Gang der Weltgeschichte scheint er wenig übrig zu haben. Seine Seele wandert lieber die alten heimeligen Wege eines friedlich daliegenden Dörfchens oder Städtchens, bleibt bald vor einem reichen, frucht-schweren Kornfelde, bald vor einem blühenden Rosenhag stehen und lächelt leise und schaut dann wiederum sinnend nach den treibenden Wolken und dem sanften Rot des Abends und spricht mit der Erinnerung traute Worte und legt sich zuletzt an einem kühlen Waldesrande längelang in den Schatten der Bäume und lauscht den Stimmen, die im Einzelschicksal einen begrenzten Widerhall finden. Dazu paßt dann vortrefflich seine schlichte Art darzustellen, die unverkünstelte und doch künstlerische Handhabung der dichterischen Ausdrucksmittel, der von jeder Rhetorik befreite und deshalb manchmal fast nüchtern scheinende ruhig-objektive Stil. Was aber Martis Hauptwert ausmacht, das ist die große Innerlichkeit und Wahrheit seiner Bücher, denen man ohne weiteres anfühlt, daß sie alle innerem Erlebnis und innerer Notwendigkeit entstammen und in die nichts Gemachtes und Verlogenes hineingetragen wurde. So wie Marti das Leben sieht, so gestaltet er es, dabei immer ehrlich nach den letzten Enden der Dinge forschend. Deshalb halten uns seine Bücher auch dann noch fest, wenn wir sie bereits aus der Hand gelegt haben; sie gehören in jene Kategorie der uns wirklich bereichernden Werke, von denen ich eingangs sprach. Marti ist keiner von jenen Roman-konfektionären, die alle Jahre ein bis zwei Bände auf den Markt werfen — warum? — weil das pro Bogen so und soviel einbringt. Er ist einer der stillen Geister, die jahrelang geschäftig sind und im verborgenen fortwirken, ein ernsthaft Ringender, wie alle, die wir „am Leben leiden“, einer der immer strebend sich bemüht und der deshalb, um nochmals mit Goethe zu reden, auch erlöst werden wird. J. D. Schmid.

